

Artikel in der Frankfurter Rundschau am 06.09.2023, von Steven Micksch

Der Wunsch nach mehr Einbindung

Zwei Verwandte von psychisch erkrankten Menschen kritisieren, dass ihnen zu selten zugehört wird. Zwar gebe es Ausnahmen, doch sie fordern ein Umdenken bei allen Beteiligten.

Eine psychische Erkrankung wirkt sich immer auch auf das Umfeld der Erkrankten aus. Häufig ist dies mit Unsicherheiten, Überforderung oder sogar Scham verbunden. „Aber Scham sollte man gar nicht empfinden“, sagt Kirsten Hormann, die eigentlich anders heißt und die Mutter einer an paranoiden Schizophrenie erkrankten Tochter ist. Psychische Erkrankungen sind keine seltenen Krankheiten: Laut Bundesgesundheitsministerium leidet fast jeder dritte Mensch im Laufe seines Lebens an einer behandlungsbedürftigen psychischen Erkrankung.

Zehn Jahre ist es jetzt her, dass bei Hormanns heute 36-jähriger Tochter die Krankheit diagnostiziert wurde. Der Alltag funktioniert seitdem mal mehr, mal weniger gut. Zwar nimmt die alleinlebende Tochter Medikamente, doch aufgrund der massiven Nebenwirkungen hat sie die Dosis selbst schon reduziert oder ganz abgesetzt. „Ich kann es verstehen, auch wenn es keine gute Entscheidung ist.“ Gewichtszunahme, keine Energie oder auch ein verringertes Emotionsempfinden treten durch die Einnahme häufig auf.

In akuten Phasen mit Psychosen, bei denen sie selbst von der Tochter angegiftet wurde, hat sich die 67-Jährige nie vergraulen lassen. „Wir haben einen dicken Draht zueinander“, sagt sie. Kraft, die nicht alle Angehörigen immer aufbringen können. Der Kontakt mit anderen etwa über die Arbeitsgemeinschaft der Angehörigen psychisch erkrankter Menschen Frankfurt kann dabei sicherlich helfen. „Der Austausch ist unersetzbar.“ Die Menschen, die am besten verstehen, was man durchmacht, seien eine enorme Stütze. Auch das Wissen über Hilfsmöglichkeiten sei mannigfaltig.

Am Anfang peinlich

Shau Chung Shin tauscht sich ebenfalls mit anderen Angehörigen aus. Die 49-Jährige hat einen zwei Jahre jüngeren Bruder, der seit fast drei Jahrzehnten ebenfalls an paranoider Schizophrenie erkrankt ist. Zu Beginn der Krankheit fand Shin das selbstschädigende Verhalten ihres Bruders nervig, es war ihr auch peinlich. „Es hat zehn Jahre gedauert, bis ich es akzeptiert habe“, sagt sie. Shin informierte sich über die Krankheit und begann, ihrer Mutter bei der Unterstützung des Bruders zu helfen.

Beide Frauen würden sich wünschen, dass Angehörige von psychisch Erkrankten noch häufiger von Ärzt:innen und Therapeut:innen in die Arbeit eingebunden würden. „Es ist immer ein Gewinn“, sagt Hornemann und Shin ergänzt: „Beide Seiten können davon profitieren.“ Hilfestellungen von Fachleuten können etwa den Alltag der Angehörigen erleichtern.

Austausch mit Betreuern

Die 49-Jährige hat in den zurückliegenden Jahren viele engagierte Menschen unter den Betreuungspersonen ihres Bruders kennengelernt, die den

regelmäßigen Austausch nicht scheuten und teilweise sogar suchten. Dies komme aber immer auf die Person an und sei keine Selbstverständlichkeit.

Hornemann wurde gerade am Anfang von Kliniken, die ihre Tochter erstmals betreuten, nicht mit eingebunden. Sie betont aber auch, dass sie schon gute Erfahrungen gemacht hat und dass sich das Verhalten ein bisschen gebessert habe. Trotzdem müsse man oft darum betteln, auch angehört zu werden: „Eine Fremdanamnese ist nicht gewünscht.“ Die 67-Jährige würde sich wünschen, dass eine dialogische Visite (Angehöriger, Patient, Arzt) zur Norm wird.

Eine systematische Einbindung wäre der ideale Weg. „In der asiatischen Kultur ist die Familie ein Hilfenetz“, sagt Shin. „Es wäre schön, wenn man das familiäre Konstrukt bei der Therapie nicht ignoriert.“

[Der Wunsch nach mehr Einbindung \(fr.de\)](#)